

BORIS KOCH
Das KANINCHEN
RENNEN

DAS BUCH

»Auf die Pfoten. Fertig. Los!«

Seit ein kleines Kaninchen vor vierhundert Jahren das Städtchen Niederrhode gerettet hat, findet zum Andenken jährlich das Große Kaninchenrennen statt. Auch Tim darf wie alle Zehnjährigen daran teilnehmen. Doch plötzlich steckt er im größten Schlamassel seines Lebens – denn er kommt wieder einmal zu spät und zieht so ausgerechnet das dreibeinige Kaninchen aus dem Lostopf! Als sich Tim dann auch noch mit seinem besten Freund Carsten zerstreitet, Ärger mit dem fiesesten Rüpel der Schule bekommt und mit seinem lahmen Kaninchen zum Gespött der ganzen Stadt wird, scheint alles verloren. Aber Tim gibt nicht auf. In Pascal, noch neu in der Stadt, und der kämpferischen Lissy findet er gute Freunde. Gemeinsam beschließen die drei, alten Vorurteilen und allen Widrigkeiten die Stirn zu bieten. Denn auch wenn Tims Kaninchen nur drei Beine hat, es ist ein wahrer Kämpfer ...

DER AUTOR

Boris Koch, Jahrgang 1973, wuchs auf dem Land auf, leistete Zivildienst in einer Augsburger Kinderpsychiatrie und studierte Alte Geschichte und Neuere Deutsche Literatur in München. Heute lebt er als freier Autor in Berlin. Neben seiner Erfolgssaga *Der Drachenflüsterer* und dem preisgekrönten Jugendkrimi *Feuer im Blut* ist bei Heyne fliegt zuletzt *Vier Beutel Asche* erschienen, das von der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur zum Buch des Monats gekürt wurde. Das Kaninchen, das Boris Koch als Zehnjähriger besaß, hieß Bobby.

BORIS KOCH

Das **KANINCHEN**
RENNEN

ROMAN





Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer Papier, St Pölten, Austria.

Copyright © 2014 by Boris Koch
Copyright © 2014 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Martina Vogl und Catherine Beck
Umschlaggestaltung und Innenillustrationen:
Das Illustrat, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2014

ISBN: 978-3-453-26940-8

www.heyne-fliegt.de

*Für Bobby,
mit dem ich damals durch den Garten gerannt bin,
und für Ben,
dem ich das gemeinsame Rennen hiermit ankündige.*



MORGENSTUND HAT GOLD IM MUND

Sieben Tage nach seinem zehnten Geburtstag träumte Tim Köhler vom Ende des Regenbogens. Von schillernden Farben umgeben stand er über einer Schatztruhe, wie sie Piraten in Filmen vergruben. Die Truhe war aus dunklem Holz gezimmert, mit Eisenbeschlägen verstärkt und hatte zwei massive Schlösser. Schwarze Erde klebte auf dem Deckel und an den Tragegriffen. Tim wusste, dass darin mehr war als nur ein Haufen Gold – darin befand sich pures Glück! Und er hielt einen tellergroßen rostigen Ring mit neunundneunzig Schlüsseln in der Hand, zwei davon würden passen. Doch bevor er die Truhe öffnen und nachsehen konnte, wie pures Glück aussah, wurde er grob aus dem Schlaf gerissen. Irgendwer rüttelte an seiner Schulter.

»Tim!«, knurrte die tiefe Stimme seines Opas.

»Was?«

»Aufwachen!« Opa klang so ernst, als würde das Haus brennen oder die Welt untergehen. Draußen war es noch immer dunkel, nur das gedämpfte Licht der Straßenlaterne drang durch die dünnen Vorhänge.

»Was ist los?«, fragte Tim. Er konnte kein Feuer riechen und keine Sirenen hören. Trotzdem wartete er darauf,

dass Opa *Waldbrand* sagte. Oder *Vulkanausbruch*. Oder *Überschwemmung*.

Aber Opa antwortete nur: »Training!«

Einen verschlafenen Moment lang wusste Tim damit nichts anzufangen. Eben noch hatte er beinahe pures Glück fassen können, und jetzt blinzelte er ins Dunkel. Die Erinnerung an die Truhe verblasste schon. Wegen *Training*.

Müde fragte er: »Wie spät ist es?« Von draußen konnte er kein Geräusch hören, nicht einmal die ersten Vögel hatten zu singen begonnen.

»Vier Uhr.«

»Vier?«

»Kurz davor. Also raus aus den Federn.« Ohne Gnade zog Opa ihm die Decke weg.

»Hey!«

»Pst! Weck Oma nicht. Es ist Samstag, da kann sie ausschlafen.«

»Und ich? Warum darf ich nicht ausschlafen?«

»Morgenstund hat Gold im Mund.«

»Morgenstund ist erst in zwei Stunden«, brummte Tim, stand jedoch auf. Er wusste, dass es keinen Zweck hatte zu protestieren. Müde rieb er sich den Schlaf aus den Augen und schlüpfte in die Sporthose und das T-Shirt, das Opa ihm in die Hand drückte. Erst zog er das Shirt linksherum an, dann verwechselte er vorn und hinten. Als er auch das gedreht hatte, schlichen sie die Treppe hinunter.

»Sportlerfrühstück«, sagte Opa in der Küche, nachdem er die Tür geschlossen hatte, und machte Licht. Im Schein der Lampe stellte Tim fest, dass er auch die Hose linksherum angezogen hatte. Er wendete sie und setzte sich auf die Bank hinter dem Esstisch. An der Wand über ihm

hing eine Kaninchenuhr, die Opa selbst gebaut hatte, als er noch Uhrmacher gewesen war. Sie zeigte vier Uhr, und ein weißes Kaninchen schnellte aus der Doppeltür unter dem Zifferblatt, schlug vier Haken und verschwand wieder im Gehäuse. Anders als bei einer Kuckucksuhr war eine Kaninchenuhr nicht zu hören, aber Kaninchen riefen nun einmal nicht ständig ihren Namen in die Welt hinaus.

Opa war ein großer, schlanker Mann mit dünnem silbergrauem Haar und sehnigen Armen. Seine Nase war krumm wie ein Papageienschnabel, die Augen groß und sommermeerblau. Mit seiner Stimme konnte er alle Märchenfiguren der Welt nachahmen, aber das tat er nur noch selten. Seit er Tim trainierte, klang er wie der rote Korsar, wenn der den Befehl zum Entern gab. Heute trug er seinen blauen Trainingsanzug, und eine glänzend schwarze Trillerpfeife baumelte um seinen Hals. Mit einer Hand schlug er lässig drei rohe Eier in einen Bierkrug und stellte ihn vor Tim auf den Tisch. Auch sich selbst machte er einen.

Zweifelnd sah Tim in den Krug, das Eigelb schwappte hin und her.

»Magst du Salz und Pfeffer dazu?«, fragte Opa. »Oder scharfen Tabasco? Senf?«

»Wäh, nein!«

»Dann runter damit. In einem Zug.« Opa stieß mit dem Krug gegen Tims und trank. So gern er sonst lachte, bei allem, was mit dem Großen Kaninchenrennen zu tun hatte, verstand er keinen Spaß. Und seit Tims zehntem Geburtstag hatte für Opa alles mit dem Rennen zu tun.

Tim stellte sich das ekligste Essen vor, das ihm einfiel – in Hundehaaren frittierte Nacktschnecken mit versalzener Kohlrabimarmelade – und kippte die rohen Eier mit

geschlossenen Augen hinunter. Im Vergleich dazu schmeckten sie gar nicht so übel. Nur ein bisschen schleimig, und deshalb musste er wieder an die Schnecken denken, und ihm wurde flau im Magen.

»Ah!« Opa wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. »Die stärksten Boxer der Welt trinken das täglich.«

Das gefiel Tim, er wäre gern einer der stärksten Boxer der Welt. Trotzdem stürzte er zur Spüle und trank hastig aus dem Wasserhahn, um den glibberigen Geschmack loszuwerden. Das nächste Mal würde er nicht mehr an Schnecken denken, sondern an das Leckerste, was er sich vorstellen konnte. Natürlich war er nicht wild auf ein nächstes Mal, ganz bestimmt nicht, aber bei Opas Besessenheit vom Rennen würde es sicher eins geben. Vielleicht auch hundert nächste Male. Bei dem Gedanken daran hingte er sich gleich noch einmal unter den Hahn.

»So ist es recht«, sagte Opa. »Immer viel trinken, wenn man viel schwitzt. Und Salz essen, das verliert man auch.«

»Später«, sagte Tim, bevor Opa noch auf die Idee kam, ihm einen Teelöffel Salz zu verabreichen.

»Dann zieh dir die Schuhe an und los«, sagte Opa.

Die Kaninchenuhr zeigte fünf Minuten nach vier.

Niederrhode lag in einem abseitigen Tal, umgeben von dicht bewaldeten Hügeln und nahe den Bergen. In klaren Nächten leuchteten die Sterne über der Stadt heller als überall sonst im Land, und deshalb sagten die meisten Niederrhoder, hier sei man dem Himmel näher als anderswo.

»Da können die Damen und Herren Wissenschaftler noch so viel messen und zahlengescheit daherreden, das ist so«, sagte der alte Fabian Duncelwert immer. »Basta!«

»Der Himmel ist unendlich weit, niemand kann da näher dran sein, das ist unlogisch«, hielt Pascal Hansen aus Tims Klasse dagegen, aber Pascal war neu in der Stadt und ein elender Klugscheißer, also was wusste der schon? In der Pause hatte er einmal zu Arno Messmann, dem Bürgermeistersohn, gesagt: »Wenn man hinter dem Ort, an dem sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, noch drei Kilometer weiterfährt, kommt man nach Niederrhode.«

Arno, sein bester Kumpel Jakob Alexander Grützmacher und ein paar andere hatten ihn wieder als Klugscheißer beschimpft und ihn dafür verdreschen wollen, und das so gründlich, dass Pascal sehr viele Sterne sehen könne, und zwar unendlich nah. Aber dann hatte es zum Pausenende geläutet, und alle waren zurück ins Klassenzimmer gegangen. Ob sie Pascal nach der Schule erwischt hatten, wusste Tim nicht, Pascal war ziemlich schnell. Wahrscheinlich musste man das als Klugscheißer einfach sein.

Tim waren seine dummen Sprüche egal. Niederrhode lag nun mal so weit abseits der großen Straßen und Zugstrecken, dass sich der Rest der Welt nicht um das Städtchen kümmerte. Na und? Niederrhode kümmerte sich auch nicht groß um den Rest der Welt, und damit fuhren beide – die Welt und Niederrhode – recht gut.

Als Tim und sein Großvater jetzt vor die Tür traten, war kein einziger Stern zu sehen, tief hängende Wolken hatten alle verschluckt. Erste schwere Regentropfen fielen zu Boden. Das hatten sie nun davon, dachte Tim misstrauisch, wo der Himmel näher war, mussten ja auch die Wolken näher sein.

»Es regnet«, murrte Tim. Es war ein letzter halbherziger Versuch, dem Training zu entkommen.

»Das kann es beim Rennen auch.« Entschlossen setzte Opa seine graue Schirmmütze auf.

Tim hatte keine Mütze eingesteckt. »Aber das Rennen ist tagsüber, da ist es nicht dunkel.«

»Man weiß nie, ob nicht eine Sonnenfinsternis kommt.«

»Doch«, protestierte Tim. »Astronomen können das voraussagen.«

»Bist du ein Astronom?«

»Nein, aber ...«

»Dann lauf!« Was das Rennen betraf, verstand Opa einfach keinen Spaß.

Langsam setzte sich Tim in Bewegung. Kalt prasselten die Tropfen auf sein Gesicht. Seine Kleidung und die Haare sogten sich voll Nässe. Wind kam auf, und über Tims nackte Arme breitete sich Gänsehaut aus. Es war Mitte März und auch in trockenen Nächten noch kühl.

Tim joggte den schmalen Dreizehnlindenweg hinab, der nur aus zwölf Häusern bestand. Niemand baute die dreizehn, es war schon genug, die Unglückszahl im Straßennamen zu haben, doppelt wollte sie keiner riskieren. Tim wohnte in der Nummer acht. Opa radelte hinter ihm her und rief: »Schneller, Junge, schneller!« Das Wasser perlte von seinem imprägnierten Trainingsanzug ab.

Tim beschleunigte und schimpfte lautlos vor sich hin. Wasser spritzte unter seinen Füßen, als er in den Erlenweg abbog. Das Licht der Laternen spiegelte sich auf der nassen Straße, und das von Opas Fahrradlampe hüpfte zwischen Tims Füßen hin und her wie ein betrunkenes Irrlicht. Wie ein hakenschlagendes Kaninchen, das von Tim durch die Nacht getrieben wurde, so wie er von Opa.

Weiter!, feuerte Tim es in Gedanken an und versuchte, darauf zu treten. Vergeblich.

Irgendwo schuhute eine Eule.

Opa scheuchte ihn den kurzen, steilen Kirchberg hinauf und wieder hinunter. Und noch mal hinauf und hinunter. In der verlassenen Parkbucht vor der Werkstatt des alten Schwarzenbacher ließ Opa ihn anhalten und zwanzig Liegestütze machen. Ausgerechnet hier. Der alte Schwarzenbacher hatte dreiunddreißig Jahre lang in den Schauerwerken am Stadtrand gearbeitet, die Geisterbahnen auf der ganzen Welt ausrüsteten. Immer wenn ein Kunde ein besonders schreckliches Monster bestellte, eine Spezialanfertigung, dann war das seine Aufgabe gewesen. Niemand wusste, ob er im Monsterbauen so gut war, weil er selbst wie eines aussah, oder ob er so aussah, weil er drei Jahrzehnte nichts anderes gemacht hatte. Tim hatte ihn noch nie lächeln sehen. Seit seiner Entlassung sammelte er Schrott und hämmerte und schraubte hinter den stets verschlossenen Toren seiner Werkstatt. Niemand aus Tims Klasse blieb hier freiwillig stehen. So schnell wie möglich brachte er die Liegestütze hinter sich.

»Noch zehn«, verlangte Opa, als Tim fertig war. »Und diesmal berührst du mit der Nase den Boden. Wir machen keine halben Sachen.«

Der Wind heulte, aber vielleicht war es auch gar nicht der Wind. Das Heulen kam von Schwarzenbachers Haus her.

Der nasse Stein unter Tims Händen war kalt, ein kleiner Kiesel bohrte sich in seine Haut. Und mit jeder Zahl, die Opa hochzählte, wurde das Rennen für Tim unwichtiger.

»Vier.«

Natürlich wollte er gewinnen, aber ...

»Fünf.«

Wie alle zehnjährigen Jungen und Mädchen durfte er zum Großen Kaninchenrennen antreten, alle mit den Kaninchen, die sie zur Kaninchenweihe feierlich überreicht bekamen. Wie alle wollte er gewinnen und gefeiert werden, wollte, dass sein Name in der jahrhundertealten Siegerliste auf dem Marktplatz verewigt wurde, doch in diesem Moment hatte Tim einfach keine Lust mehr.

»Sechs.«

Die Beine waren schwer, und seine Arme zitterten.

»Sieben.«

Wieder hatte er den Geschmack nach schlabbriger Eierschnecke auf der Zunge, sein Magen drehte sich.

»Acht.«

Sollte doch irgendwer gewinnen, er wollte keine Liegestütze mehr machen. Nicht vor dem Sonnenaufgang und auch nicht danach, und schon gar nicht im Regen.

»Neun.«

Zu dem Heulen gesellte sich ein Knirschen und Schaben, ein Kratzen, als würde etwas die alte Regenrinne hinaufhuschen. Oder von dem schwarzen Giebel herab zu Tim.

»Und zehn«, zählte Opa. »Weiter.«

Tim sprang auf, und obwohl er nicht mehr wollte, lief er los, nur fort von hier. Über asphaltierte Straßen und durch alte gewundene Gassen mit ausgetretenen Pflastersteinen lief er bis hinaus an den Stadtrand zum Herbsthof, der die Tiere des ehemaligen Zirkus Stella aufgenommen hatte. Ein schwaches Fauchen drang herüber, als hätte der altersschwache Löwe Rex schlechte Träume.

»Jetzt ein Spurt bis zur übernächsten Laterne!«, rief Opa,

als es wieder hangaufwärts ging und die Straßenbeleuchtung spärlicher wurde.

Tim rannte los und keuchte schwer, als er die Laterne endlich erreichte.

»Vier Schritte lang einatmen, vier Schritte lang ausatmen«, riet ihm Opa. »Damit du kein Seitenstechen bekommst.«

»Mach ich ja!«, rief Tim, obwohl er überhaupt keine Schritte zählte. Doch im Unterschied zu seinem radelnden Opa machte er wenigstens welche.

»Immer locker bleiben.«

Tim lief weiter und weiter, vorbei an der Singenden Villa, an den Schauerwerken und am Stadion hinter der Schule, am Rathaus und an hundert anderen Häusern. Inzwischen war er vollkommen durchnässt und spürte den Regen nicht mehr. Er fror auch nicht mehr, das Laufen hielt ihn warm. Alle Fenster waren dunkel, nur beim Bäcker Sedlmayr brannte schon Licht. Es kam ihm vor, als würde Niederrhode nur ihm und Opa gehören. Plötzlich durchströmte ihn ein warmes Glücksgefühl. Kein anderer hatte Eltern, die mit ihm so früh trainierten. Nur Opa nahm sich die Zeit. Tim lachte und ballte die Faust, setzte über eine unsichtbare Hürde hinweg und lachte wieder. Übermütig streckte er dem Regen die Zunge heraus, das bisschen Wasser konnte ihm nichts anhaben, er war nicht aus Zucker. Doch dann bekam er Seitenstechen und bremste ab. Langsam ging er neben Opa her und atmete vier Schritte ein und vier aus, obwohl es jetzt zu spät war.

»Früher mussten wir bei Seitenstechen zur Strafe zwanzig Liegestütze machen«, sagte Opa und stieg vom Rad. Genüsslich schob er sich einen Kaugummi in den Mund.

Glaubte man seinen Geschichten, hatten die Leute früher immer und überall Liegestütze gemacht. Tim befürchtete also das Schlimmste, aber Opa fuhr fort: »Das habe ich immer gehasst. Und besser wurde es davon auch nicht.«

»Krieg ich auch einen Kaugummi?«, fragte Tim.

»Du willst einen Kaugummi, weil du Seitenstechen hast?« Opa schüttelte den Kopf. »Früher wurde man für alles bestraft, und heute will man für alles belohnt werden. Ich weiß nicht, was schlimmer ist.«

»Nein, ich will einen Kaugummi, weil ich einen Kaugummi will.«

Opa stutzte kurz, dann lachte er und gab ihm einen. Das Papier war feucht vom Regen, aber der scharfe Zimtgeschmack unverdünnt.

»Du warst gut heute«, sagte Opa. »Nur das mit dem Seitenstechen darf dir im Rennen nicht passieren.«

»Wird es nicht.«

»Gut.« Opa nickte. »Komm, ich zeig dir was.«

Nebeneinander schlenderten sie Richtung Zentrum. Aus einem der Häuser drang lautes Schnarchen, ansonsten blieb alles ruhig. Kein einziges Auto fuhr an ihnen vorbei, nur eine Katze huschte über den Weg.

Sie erreichten den Marktplatz und gingen direkt auf das Denkmal des unbekanntes Kaninchens zu. Der Sockel bestand aus einem drei Meter hohen, länglichen Marmorblock. Auf ihm setzte ein Kaninchen aus Bronze über ein unsichtbares Hindernis hinweg. Das Tier war doppelt so groß wie ein ausgewachsener Mann, und die Spitze des rechten Ohrs fehlte, denn die hatte einst der Räuberhauptmann mit einem Pfeil abgeschossen. Der Sprung wirkte leichtfüßig und kraftvoll, das riesige Kaninchen

beherrschte den ganzen Platz. Als sie sich näherten, glitzerte die blank polierte Bronze im Licht von Opas Rad, Tropfen perlten über das spiegelglatte Fell. Es war so glatt, dass man selbst bei Sonnenschein ohne Leiter nicht hinaufklettern konnte, und mit Leiter sollte man sich nicht erwischen lassen. Im Dreißigjährigen Krieg hatte das Kaninchen ganz Niederrhede gerettet, es war ein Held, kein Spielplatz.

Auf dem weißen Marmorsockel waren beinahe achthundert Namen verewigt, knapp vierhundert Jungen und ebenso viele Kaninchen. Die Gewinner des Großen Kaninchenrennens seit 1628.

Opa stellte sein Rad so ab, dass das Licht auf die Einträge der letzten vierzig Jahre fiel. Er deutete auf eine Zeile rechts oben und fragte: »Was für ein Name steht dort?«

Tim streckte sich auf die Zehenspitzen und versuchte, keinen Schatten zu werfen. Laut las er: »Ferdinand Joseph Müller und Rih.«

Gleichzeitig dachte er: *komischer Kaninchename*. Laut der Jahreszahl hatten die beiden das Rennen vor zweiunddreißig Jahren gewonnen. Eigentlich sollte er das aus der Schule wissen, doch die einzelnen Müllers und Meiers und Schmidts brachte er manchmal durcheinander, zu viele von denen hatten schon gewonnen.

»Und welcher Name müsste dort eigentlich stehen?«, fragte Opa.

Tim zuckte mit den Schultern und riet: »Möller?« Ein Ü und ein Ö konnte man leicht einmal verwechseln.

»Welcher Möller?«

»Keine Ahnung. Ich weiß ja nicht einmal, welcher Müller das ist.«

»Ihm gehört der Werkzeugladen in der Hauptstraße. Er ist der Vorstand vom Gewerbeverein.«

Tim nickte. *Der Schraubenmüller.*

»Dein Vater«, sagte Opa nach einer Pause. »Hier müsste der Name deines Vaters stehen.«

Tim starrte Opa an, dessen Gesicht so reglos war wie die Bronze. Tims Eltern waren beim Absturz eines Gasballons gestorben, als er zwei gewesen war; er konnte sich kaum an sie erinnern. An dem Tag hatten Opa und Oma Köhler auf ihn aufgepasst, und nach dem Unglück hatten sie ihn bei sich behalten. Als er älter wurde, hatten sie ihm von seinen Eltern erzählt und ihm zahlreiche Fotos gezeigt. Fotos, auf denen sie lachten und fröhlich waren, auf denen seine Mutter ein Baby hielt oder sein Vater einem kleinen Jungen hinterherrannte – ihm. Er schien glücklich gewesen zu sein, aber erinnern konnte er sich nicht.

Alle sagten, er habe die schmale Statur und die Ohren seiner Mutter geerbt, klein und mit angewachsenen Ohr-läppchen. *Hexenohren* sagte Oma augenzwinkernd dazu, wenn sie ihn necken wollte. Aber als er gefragt hatte, ob seine Mutter dann eine Hexe gewesen war, hatte Oma lachend den Kopf geschüttelt. Von seinem Vater hatte er die rötlich blonden Haare und tiefbraunen Augen, wie dunkler Bernstein. Tim fand, dass er keinem von beiden ähnlich sah. Er vermisste sie, aber weil er sich kaum erinnerte, wusste er nicht genau, was er vermisste. Viele Geschichten über seinen Vater hatte er mehr als einmal gehört – aber nie, dass sein Name bei den Gewinnern hätte stehen müssen! Warum hatte ihm das bisher niemand gesagt?

»Er hatte ein wundervolles Kaninchen bekommen«, erzählte Opa. »Den größten Brocken der letzten sieben Jahre,

ein wahrer Riese, und so hat er ihn Rübenzahl genannt. Mit einem N in der Mitte, weil er immer mehr als eine Rübe gefuttert hat. Rübenzahl war ein aufgeweckter Bursche mit langen, kräftigen Hinterbeinen und der größten Neugier, die je ein Kaninchen besessen hat. Den ganzen Tag hat sich dein Vater um Rübenzahl gekümmert, fütterte ihn, bevor er selbst aß, und er hat jede freie Minute mit ihm trainiert. Wenn man die beiden miteinander sah, wirkte es, als verstünde Rübenzahl jedes Wort und dein Vater jeden Blick und jedes noch so leise Fiepen. Niemals zuvor hatte ich ein schnelleres und ausdauernderes Kaninchen gesehen, und auch dein Vater konnte wetzen wie mit Siebenmeilenstiefeln.

Doch dann, etwa eine Woche vor dem Großen Rennen, kam er mit blutiger Nase und tief aufgeschürften Knien nach Hause, den verschreckten Rübenzahl fest an sich gepresst. Er erzählte von einem furchtbaren Sturz, bei dem er Rübenzahl beinahe zerquetscht hatte. Von da an weigerte er sich, am Rennen teilzunehmen. Ich versuchte mit aller Macht, ihn umzustimmen, aber vergebens. *Ich will nicht, dass Rübenzahl was passiert*, hat er immer wieder gesagt, als würde er beim Rennen ganz sicher wieder stürzen und dieses Mal ganz sicher auch auf das Kaninchen drauf. Das Ansehen, das man mit dem Rennen gewinnen konnte, war ihm egal, der Spott der anderen auch. *Kneifer* haben sie ihn noch Jahre später gerufen, weil er in ihren Augen gekniffen hatte. Aber er hat die Zähne zusammengebissen und seine Zeit mit Rübenzahl verbracht.«

Plötzlich waren die Regentropfen viel schwerer und kälter als zuvor, sie krochen Tim wieder unter die Haut. Nie hätte er gedacht, dass jemand seinen Vater als Kneifer

bezeichnet hatte. Für ihn war er immer der fröhliche Mann auf den Fotos gewesen, jemand, den man in Niederrhode gemocht und geschätzt hatte. Wut stieg in Tim auf: Er wollte nicht anders von seinem Vater denken und begann, diesen Ferdinand Joseph Müller mit aller Kraft zu hassen. *Sieger* durfte der sich nennen, obwohl er es nicht verdient hatte. Er hatte doch nur gewonnen, weil Tims Vater und Rübenzahl nicht angetreten waren!

Gekniffen hatte, sagte eine kleine Stimme in seinem Kopf, aber das wollte Tim nicht hören. Das stimmte nicht! Sein Vater hatte sich nur um Rübenzahl gesorgt, und das war nichts Schlechtes. Und der Müller stolzierte durch Niederrhode, als hätte er etwas geleistet, dabei hatte er nur das Pech eines anderen ausgenutzt. Nur als Sieger wurde man Vorstand vom Gewerbeverein, aber er hatte unverdient gewonnen. Das war nicht fair!

»Und deshalb möchte ich, dass du das Rennen gewinnst«, sagte Opa mit rauer Stimme. »Verstehst du das? Ich will nicht, dass auch du Kneifer genannt wirst oder Loser oder sonst was. Ich will, dass du es den verdammten Großmäu- lern zeigst. Verstanden?«

Tim nickte. Er durfte nie jemanden ein verdammtes Großmaul nennen.

»Gut.«

Tim schaute wieder auf den Sockel des Denkmals. Ein Regentropfen rann über das M von Müller und tropfte zu Boden. »Können wir unser Werkzeug ab jetzt nicht mehr beim Müller kaufen?«

»Ich habe mein Werkzeug noch nie dort gekauft, Junge. Nicht einen einzigen Nagel.«

»Gut«, flüsterte Tim.

Als die Kirchenglocke halb sechs schlug, machten sie sich auf den Heimweg. Tim rannte so schnell er konnte bis zur Haustür, obwohl die Füße stolpern wollten, die Beine vor Erschöpfung zitterten und er Seitenstechen bekam. Doch darauf konnte er keine Rücksicht mehr nehmen. Er musste trainieren wie verrückt, denn er musste das Rennen gewinnen, koste es, was es wolle. Für seinen Vater.



Der Klügere gibt nach

»Du bist zu spät!« Carsten Wendebrück pickte mit dem gekrümmten Zeigefinger mehrmals auf die Armbanduhr, die groß und glänzend um sein linkes Handgelenk schlackerte. »Ganz genau siebzehn Minuten und fünfunddreißig Sekunden zu spät.«

»In New York wäre ich fast fünfeindreiviertel Stunden zu früh«, sagte Tim grinsend und drängte sich an ihm vorbei unter das Dach.

»Wir sind aber nicht in New York. Und du bist immer zu spät.«

»Opa hat mich zehnmal die Treppe rauf und runter gescheucht, bevor ich gehen durfte. Und dreißig Liegestütze musste ich auch noch machen.«

»Das dauert keine siebzehn Minuten und fünfunddreißig Sekunden. Oder bist du so lahm?«

Nein, das war er nicht. Nur hatte Tim zehn zusätzliche Liegestütze gemacht, weil er unbedingt das Rennen gewinnen wollte. Weil er davon durstig geworden war, hatte er schnell noch zwei Gläser Saft getrunken. Und das Lied aus dem Küchenradio fertig gehört, weil es cool war. Kein Grund für Carsten, so herumzunörgeln. Doch seit Carsten die neue Armbanduhr mit den hunderttausend Sonder-

funktionen zu seinem zehnten Geburtstag bekommen hatte, wollte er alles messen und bestimmen: Wer schneller in die Schule radelte und wer schneller wieder nach Hause, wer schneller auf die Kastanie an der Bushaltestelle kletterte, wie lang seine Schwester Jenny am Morgen im Bad brauchte und wann in Bangkok die Sonne unterging. Carsten war groß und schlaksig, hatte dünnes braunes Haar und große Ohren. Mit denen hörte er richtig gut, leider auch auf jede Regel, die er kannte.

Sein Vater war Fahrlehrer, und Carsten hatte schon im Kindergarten mit alten Fahrprüfungen und der Straßenverkehrsordnung das Lesen gelernt. Sein Lieblingswort war *Paragraf*. Er fand, dass es schön klang, und ihm gefiel das geschwungene Zeichen dafür. Er behauptete, es sehe aus wie Supermans S, das einen Schatten warf: Der § war Supermans Schatten. Tim hielt es eher für das doppelte S von Superspinner. Trotzdem war Carsten seit dem ersten Schultag sein bester Freund. Damals hatten sie sich zufällig nebeneinander gesetzt und beide keinen anderen besten Freund gehabt.

Weil Bernd Hasensteiger, den alle nur Bene nannten, der zweitbeste Freund von Carsten war, war er irgendwie auch Tims zweitbester Freund, und so trafen sie sich meist zu dritt bei ihm in der alten Scheune.

Vor ein paar Jahren hatten Benes Eltern ihren Bauernhof aufgeben müssen, weil die Konkurrenz durch große Betriebe zu stark war. Sie hatten den Kuhstall und die alte Scheune zu einem Pferdestall umgebaut und verdienten nun ihr Geld damit, fremde Pferde unterzustellen und zu füttern. Die früheren Felder nutzten sie als Koppeln.

»Wieso lässt dein Opa dich Liegestütze machen, wenn du schneller werden willst? Läufst du mit den Armen?«, fragte Bene lachend. »Das versteh ich echt nicht.«

Bene war klein und kräftig – bestimmt, weil er seinen Eltern häufig helfen musste. Er musste Streu in die Boxen verteilen, die Pferdefüße halten, wenn der Hufschmied kam, und abends die Tiere füttern. Er hatte hellgrüne Augen und die Narbe von einem Huftritt auf der Stirn. Meistens trug er irgendwo eine Schramme, ein Pflaster oder einen Verband, weil er einfach nicht vorsichtig sein wollte. Vorsicht klang für ihn immer nach Langeweile.

»Natürlich nicht«, antwortete Tim. »Aber wenn wir schon bei *nicht verstehen* sind: Weißt du, was ich nicht verstehe? Wenn deine Eltern dich Bernd genannt haben, warum rufen sie dich dann Bene?«

»Weil mein Vater auch Bernd heißt, und so bringt meine Mutter uns nicht durcheinander.«

»Warum haben sie dich dann überhaupt Bernd genannt?«

»Weil mein Vater so heißt.«

Tim stutzte einen Moment, dann fragte er: »Und dein Großvater? Heißt der auch Bernd?«

»Nein, Bernhard. Sein älterer Bruder und mein Urgroßvater hießen Bernd. Aber Urgroßvater wurde auch immer nur Bene gerufen.«

»Vielleicht solltet ihr Nummern einführen, so wie früher die Könige. Oder wie Päpste. Dann bist du ab jetzt Bernd der Dritte.«

»Oder Bene der Zweite«, schlug Carsten vor.

»Dann bin ich aber auch König und darf bestimmen.«

»Vergiss es!«, riefen Tim und Carsten gleichzeitig. Sie würden sich nicht von jemandem herumscheuchen lassen,

nur weil der eine Nummer trug, um sich von seinem Vater zu unterscheiden. Für einen kurzen Augenblick empfand Tim Mitleid mit den Prinzen von früher, weil sie von ihren Eltern nicht einmal einen eigenen Namen bekommen hatten, sondern nur eine Nummer. Sie waren einfach nur der Nächste in einer Reihe von Karls, Ludwigs oder Heinrichs. Andererseits lebten sie in Burgen und Schlössern, und vielleicht glich es das irgendwie aus.

Sie stiegen die wacklige Holzleiter zum Heuboden hinauf. Die staubige Luft kribbelte in Tims Nase. Ganz hinten zwischen den letzten Heuballen und der Außenwand hatten sie sich ein schmales, langes Versteck eingerichtet. Tagsüber fiel durch acht durchsichtige Dachziegel Licht herein. Hier trafen sie sich, um Pläne zu schmieden, Comics zu lesen und Karten zu spielen. Nach Fasching hatte Bene die Totenkopffahne von seinem Piratenkostüm an die Wand gehängt. Pferde schnaubten unter ihnen in den Boxen, manchmal wieherte eins oder klopfte mit dem Huf gegen die Tür. Regen prasselte auf das Dach, und während sie drei Runden *Hau den Kaninchenfänger* spielten, ging draußen die Sonne unter. Im Versteck wurde es dunkel, und sie konnten die Karten nicht mehr genau erkennen.

»Kommt, wir schauen uns die ausgewählten Kaninchen an«, schlug Tim vor, obwohl er wusste, dass man das nicht durfte.

»Das ist verboten«, sagte Carsten auch sofort.

»Hältst du dich immer an alle Regeln?«, fragte Tim, obwohl er die Antwort schon kannte.

Und so wunderte er sich nicht, als Carsten mit rotem Gesicht antwortete: »Ja, und? Dafür sind Regeln schließlich

da, oder? Außerdem sehen wir die Kaninchen nächstes Wochenende sowieso.«

»Da können wir sie aber nicht laufen lassen«, sagte Tim.

Carsten und Bene starrten ihn an. Nächsten Samstag war der Tag der Ersten Beschnupperung. Da wurden alle Zehnjährigen in die Singende Villa geführt, in der die jungen Rennkaninchen untergebracht waren. Sie alle waren Nachfahren des unbekanntes Kaninchens, darauf achteten die städtischen Züchter seit fast vier Jahrhunderten. Keines von ihnen war reinrassig, bei auswärtigen Züchtern hätten sie nie eine Chance, prämiert zu werden. Aber das kümmerte hier niemanden, die Niederrhoder Kaninchen waren schneller, schlauer und robuster als alle anderen auf der Welt. Die ausgewählten Rennkaninchen stammten immer aus den ersten Würfen des Jahres im Januar, und niemand bekam sie vor der Ersten Beschnupperung zu Gesicht. Niemand gab ihnen einen Namen. Dann durften alle Zehnjährigen in die nummerierten Ställe hineingehen, aber weder die Tiere streicheln noch sie herausholen, um zu schauen, wie schnell sie rannten. Man durfte sich nur gegenseitig betrachten und beschnuppern. Dabei verließen sich die Menschen mehr auf ihre Augen und die Kaninchen auf ihre feinen Nasen.

Eine Woche später, am Tag der Kaninchenweihe, durfte sich dann jeder Zehnjährige eine Stallnummer wünschen. Wurde eine Nummer doppelt oder mehrfach genannt, was bei besonders großen und schönen Kaninchen natürlich häufig geschah, entschied das Los.

»Wenn wir uns heute in die Villa schleichen, können wir sie heimlich laufen lassen«, erklärte Tim. »Das ist viel

besser, als ihnen nur beim Rumsitzen und Mümmeln zuzusehen.«

»Aber man darf sie nicht im Laufen sehen«, wandte Carsten ein.

»Am Tag der Ersten Beschnupperung darf man das nicht«, sagte Tim. Wenn er für seinen Vater gewinnen wollte, musste er seine Chancen mit allen Mitteln erhöhen. Dazu gehörte es auch, manche Regeln nicht allzu wörtlich zu nehmen und andere genau das: wortwörtlich. Richtiger Betrug wurde bestraft und verachtet, schlitzohriges Verhalten hatte dagegen schon immer dazugehört. »Vom Wochenende davor ist in den Regeln nicht die Rede. Zumindest nicht ausdrücklich.«

»Das stimmt!«, jubelte Bene, der ständig Piratengeschichten verschlang. Piraten hatten immer nach ihren eigenen Gesetzen gelebt. »Lasst uns Kaninchen gucken gehen!«

»Gut«, sagte Tim. »Dann los. Zwei gegen einen, das ist Demokratie.«

»Aber meine Eltern ...«, fing Carsten an.

Sofort fiel ihm Tim ins Wort. »Sind die gegen Demokratie?«

»Nein. Aber gegen Einbrüche.«

»Das ist kein *richtiger* Einbruch«, rief Bene, seine Augen blitzten unternehmungslustig. »Das ist nur ein Stall. Und wir sehen die neuen Kaninchen, denk mal daran. Bist du nicht gespannt, wie die aussehen?«

»Ja, schon, aber ...«

»Außerdem sagt deine Mutter immer, der Klügere gibt nach«, entgegnete Tim. »Und sie will doch einen klugen Sohn haben, oder?«

»Ja, schon, aber ...«, fing Carsten noch einmal an.

»Kein aber. Willst du klug sein oder nicht?« Tim und Bene sprangen lachend auf. »Dann gib nach.«

Carsten folgte ihnen nur zögernd, aber er folgte ihnen.

Wenig später huschten sie durch die Dunkelheit, kühler Nieselregen fiel vom Himmel. Die Scheinwerfer vorbeifahrender Autos glitzerten auf dem nassen Asphalt. Als sie in die schmale Dunkelgasse einbogen, ließen sie alle Autos hinter sich. Die Gasse war so schmal, dass nur Fußgänger und Zweiräder Platz hatten. Eigentlich hieß sie Freiherr-von-Eich-Gasse, aber so nannte sie niemand. Jeder sprach von der Dunkelgasse, weil ihre fünf Laternen nicht funktionierten. Tauschte man die Lampen aus, brannten auch die neuen spätestens bis zur nächsten Mitternacht durch. Die einen hielten die Gasse für verflucht, die anderen die Kabel für veraltet. Einig waren sich nur alle, dass es keinen Sinn hatte, neue Lampen einzuschrauben, und so ließ man es bleiben.

Alle Eltern verboten ihren Kindern, nach Sonnenuntergang die Dunkelgasse zu nehmen, aber es war nun einmal der beste Weg zur Rückseite der Singenden Villa, wenn man nicht entdeckt werden wollte.

»Ich weiß nicht, ob das wirklich das Klügste ist«, murmelte Carsten wieder und wieder vor sich hin.

»Jetzt mach dir nicht in die Hose. Denk an die Kaninchen«, sagte Bene, und kurz darauf: »Wisst ihr, was ich mich schon immer gefragt habe? Wenn man aus Schaden klug wird, wie es heißt, warum bleiben die Leute dann nicht lieber dumm und verzichten auf den Schaden?«

Tim lachte. Carsten schaute verwirrt und sagte: »Das ist doch jetzt egal. Der Hasenhieber hat Hunde!«

»O ja.« Bene klang eher beeindruckt als verängstigt.
»Drei Nachfahren von Orthos.«

»Was?«, entfuhr es Carsten.

Alle in Niederrhode hatten schon von Orthos gehört, einem sagenhaften, mächtigen Schäferhund, der vor fast hundert Jahren hier in der Gegend gelebt hatte. Er trieb nicht nur seine Herde, sondern auch den Schäfer über die Wiesen, bis der ihn aus Angst an den Huberbauern verkaufte. Sein stets geiferndes Gebiss war gewaltig, die Eckzähne furchterregend groß, die anderen schief und spitz. Als die Schauerwerke damals ihren ersten Werwolf bauten, nahmen sie sein Maul zum Vorbild, weil es schrecklicher war als das von echten Wölfen, Hyänen und Löwen.

»Ja.« Bene nickte. »Wusstet ihr, dass alle Nachbarn des Huberbauern schlimme Albträume bekamen, wenn Orthos in der Nacht laut mit den Zähnen knirschte?«

»Das ist doch Blödsinn!«, rief Carsten. Seine Stimme zitterte.

»Nein, es ist wahr. Und jeder, der das schaurige Knirschen am Tag gehört hat, bekam sofort eine Gänsehaut.«

»Da geh ich nicht rein!« Carsten blieb einfach stehen. »Ihr seid doch verrückt!«

»Aber weißt du, was das Beste an ihnen ist?«, fragte Bene mit einem Grinsen und blieb ebenfalls stehen.

»Was?«, blaffte Carsten.

»Um die Uhrzeit sind die oben im Haus eingesperrt. Die kommen uns nicht in die Quere.«

»Idiot!«

»Komm weiter.« Lachend legte Bene Carsten den Arm um die Schulter und zog ihn mit.

Tim lief neben ihnen her und dachte an Oma. Sie durfte auf keinen Fall von ihrem Einstieg in der Villa erfahren.

Das hier ist den anderen gegenüber nicht fair, hörte er ihre Stimme in seinem Kopf. Sie wollte immer, dass man die anderen verstand, dabei verstand sie selbst überhaupt nicht, um was es bei dem Großen Kaninchenrennen eigentlich ging. Sie glaubte tatsächlich, es sei in Ordnung, Zweiter, Dritter oder sogar Vierter zu werden. Aber bloß weil er die anderen verstehen sollte, musste er ihnen nicht gleich den Vortritt lassen. Das taten die doch auch nicht! Die anderen waren nur zu feige, um in die Villa einzusteigen, nicht zu fair.

»Kneifst du etwa auch?«, wurde er manchmal gefragt, aber bis vor Kurzem hatte er nicht gewusst, worauf die Frage anspielte. Seit ihm Opa das von seinem Vater erzählt hatte, erinnerte er sich an mehrere solcher Situationen. Einmal hatten Mitschüler in seiner Nähe gekichert, als einer sagte: »Kneif mich mal, ob ich träume.«

Oder: »Du siehst heute ziemlich verkniffen aus.«

Oder: »Gib mir mal die Kneiferzange«, statt *Kneifzange*.

Das und einige andere Beispiele waren ihm inzwischen eingefallen, und das war auch nie fair gewesen. Warum sollte er also fair sein? Außerdem war eine List nicht unfair, schließlich durfte sich jeder eine einfallen lassen.

Als sie die Mauer erreichten, die den kleinen Park der Villa umgab, schob Tim diese Gedanken beiseite. Sie war aus unverputzten mattgelben Ziegeln und so hoch, dass sie ihnen die Sicht auf die Villa versperrte, nur das Dach war zu sehen. Der Schein der Straßenlampen von der Vorderseite spiegelte sich auf den feuchten Ziegeln der sieben Türmchen. Alles andere war im Dunkeln nur

als Schemen zu erkennen, auch die neunundvierzig Kaninchenfiguren, die mit Flöten und Tröten im Maul über die Dächer turnten.

Den bronzenen Kaninchen verdankte die Villa ihren Namen, denn bei Wind konnten sie tatsächlich Töne von sich geben, wenn man ihre Ventile öffnete. Dafür musste man die alte Orgel im Dachboden spielen. Für jedes der neunundvierzig Kaninchen hatte sie eine eigene Taste. Auf ihr konnte man den Winden sanfte und den Stürmen wilde Melodien entlocken, die dann über die Dächer Niederrhodes wehten. Hielt man alle Tasten gleichzeitig gedrückt, wurde aus jedem Wind ein vielstimmiges Heulen, das früher bei drohenden Feuersbrünsten und plündernden Räuberhorden angeschlagen wurde. Herrschte Windstille, mussten Zimmermannslehrlinge und Dachdecker auf den First hinaufklettern und Sturmlaken aus dicken Stoffen schütteln. Heutzutage gab es für Notfälle ein elektrisches Gebläse, das jedoch nur selten benötigt wurde. In den Wäldern gab es keine Räuberhorden mehr.

Im Dunkeln war es nicht zu sehen, doch die Türmchen und Erker und das dunkelrote Dach waren hier und da mit Moos bewachsen, das Gebälk dunkel von der Witterung und rissig. Nur die weißen Wände strahlten hell im Sonnenlicht – sie wurden regelmäßig neu gestrichen. Die Fenster waren groß und immer geputzt. Weil sich Kaninchen als dämmerungsaktive Tiere bei wenig Licht am wohlsten fühlten, hingen dünne Gardinen vor den Scheiben. Jetzt am Abend waren auch die dicken Vorhänge zugezogen. In einem Erker und zwei anderen Fenstern im obersten Stock brannte Licht.

»Der Hasenhieber ist daheim«, raunte Carsten.



Boris Koch

Das Kaninchenrennen

Roman

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch, Pappband, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-26940-8

Heyne fliegt

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Zwei Freunde, ein Kaninchen und das Rennen ihres Lebens

Seit ein kleines Kaninchen vor vierhundert Jahren das Städtchen Niederrhode gerettet hat, findet zum Andenken jährlich das Große Kaninchenrennen statt. Auch Tim darf wie alle Zehnjährigen daran teilnehmen. Doch plötzlich steckt er im Schlamassel seines Lebens – denn er kommt wieder einmal zu spät und zieht so ausgerechnet das dreibeinige Kaninchen aus dem Lostopf! Als Tim sich dann auch noch mit seinem besten Freund Carsten zerstreitet, Ärger mit dem schlimmsten Rüpel der Schule kriegt und mit seinem lahmen Kaninchen zum Gespött der ganzen Stadt wird, scheint alles verloren. Aber Tim gibt nicht auf. In dem zugezogenen Pascal und der kämpferischen Lissy findet er neue Freunde, und gemeinsam beschließen die drei Außenseiter, allen Vorurteilen und Widrigkeiten die Stirn zu bieten. Ein unerhört genialer Plan nimmt Gestalt an ... Versprochen: Dieses Kaninchenrennen wird niemand je wieder vergessen!

 [Der Titel im Katalog](#)